Pinselstiche

Hallo ihr alle,
ich war ja so "geschickt", meinen Wettbewerbstext an die falsche Adresse zu schicken, so dass ich nicht dabei sein konnte.
Ich hab mir jetzt lang hin- und herüberlegt, ob ich ihn posten soll.
Einerseits, naja, hohen Respekt vor den Texten des Wettbewerbs, andererseits bin ich eh grad in einem total tiefen Schreibloch. Wenn ich immer nur für die Schublade oder gar nicht schreibe, bringt es das auch nicht.
Ich weiß, ich weiß, ihr habt bestimmt vom Zitat die Nase voll. :)
Ich würd mich trotzdem sehr freuen, wenn sich die eine oder der andere doch zu einer kleinen Anmerkung oder einem feedback finden würde.

Pinselstiche

Die weichen, fleischfarbenen Wulste schmerzen nicht, da ist nur ein zartwehes Gefühl, wenn ich sie mit den Fingern ertaste und ihre Kuppen von rechts nach links verschiebe. Wie verrückte Ornamente ziehen sie sich über meinen Brustkorb. Ich verberge sie unter weißen Blusen, unter bauschigen Spitzen, die an den Rändern mit Paspeln eingefasst sind. Blusen, die mir das Gefühl geben, ich könnte noch einmal von Neuem beginnen. Doch wenn ein Wort mich trifft oder ein Blick, erschrecke ich zutiefst, ich will wütend werden, mich wehren, aber ich weiß nicht mehr, wie das geht. Marrais hat mir meinen Zorn genommen, meinen Groll, ihn in Bilder verwandelt, in leuchtende Karmesinfelder und blaugischtende Formen.
Und ich taumele durch die Welt, hilflos, verwundbar, suche nach meiner Wut, suche nach Hass, suche nach dem, was mich ganz sein lässt.

Marrais.
Ich war seine Muse, seine Gefährtin, seine Schülerin, bis er sich entschloss, Lydie zu lieben.
Als ich las, ich solle kommen, hatte ich mir längst ein neues Leben aufgebaut. Voller Groll, doch ohne ihn. Er schrieb, es sei falsch gewesen, mich wegzuschicken, er könne nicht mehr malen, jetzt bekomme Lydie auch noch ein Kind. Er brauche mich. Bitte. Wollte ich ihm helfen? Oder ihnen schaden? Ich verteidige mich nicht. Ich hatte keine klare Vorstellung davon, was ich wirklich wollte. Vielleicht war es ein Impuls unbewusster Loyalität oder die Konsequenz eines dieser ironischen Zwänge, die in den Gegebenheiten der menschlichen Existenz lauern. Ich weiß es nicht. Ich kann es nicht sagen. Aber ich ging hin.
Er wohnte einen Ort weiter, in Coligny. Als ich vor das Haus trat, in dem er mit Lydie lebte, kam sie mir schon entgegen. Eine große, dunkle Frau, die ich für eine Angestellte hielt, wäre da nicht der grotesk geschwollene Bauch gewesen. Sie reichte mir die Hand, weiß, schwammig, doch das Lächeln, das schief in ihrem Gesicht haftete, sah nett aus. Ich unterdrückte den Impuls, sie sympathisch zu finden, und fragte nach Marrais.
„Er ist im Atelier.“ Sie wischte eine Haarsträhne hinter das Ohr und zeigte auf eine dunkel gestrichene Tür. Ich hatte längst geöffnet, da hing ihre Hand noch immer in der Luft.
Marrais stand vor einem Bild, er trug einen farbverschmierten Monteursanzug, in der Hand hielt er drei Pinsel, deren Haare verklebt waren. Ungeduldig wedelte er mich in den Raum.
„Lydie ist schwanger“, sagte er.
„Das hätte ich gar nicht gemerkt.“
„Lass das, es steht dir nicht.“
Und schon fühlte ich seine Umarmung, ein erstickendes, bärenhaftes Umschließen, das nach Farben roch und

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de

Pinselstiche

nach Schweiß. Ich spürte seine Hände auf meinem Rücken, seine Lippen, die meinen Mund aufbrachen, genauso ungestüm, wie er Brötchen mit den Händen zerteilte, um das Weiche herauszurupfen. Marrais. Ein Mann wie ein warmer, starker Wind.
Ich deutete zur Tür, schnappte nach Luft und fragte: „Was ist mit ihr? Stört es sie nicht, wenn du mich küsst? So küsst?“
„Sie merkt das gar nicht, sie ist viel zu beschäftigt damit, trächtig zu sein.“ Er sah traurig aus bei diesen Worten. Dann zeigte er mir seine Bilder. Aufeinandergeschichtete Kuben in schmutzigen Tönen, darin schlierige Öffnungen, in denen sich Schatten wanden. Die Farben waren matt, über allem klebte eine mehlige Schicht.
„Schmierst du jetzt Lebensmittel auf die Leinwände?“
Er zuckte mit den Schultern und starrte aus dem Fenster.
„Wie kannst du so einen Dreck hinpfuschen“, sagte ich. „Wo ist der Glanz geblieben, der Schimmer der Haut, wenn du Menschen malst? Das hier“, ich suchte nach Worten, „sieht tot aus.“
Marrais drehte sich um. „Es ist tot“, sage er. „Ich krieg nichts mehr hin, seit du weg bist. Alles, was ich anfange, wird schal. Ich male Lehmstöcke, in denen Menschen brüten. Ich liebe Lydie, ich will Vater sein, aber ich weiß nicht, wie. Es ist gut, dass du da bist. Lass uns trinken und essen.“
Gleich darauf trat Lydie ins Esszimmer, sie hielt ein Tablett vor sich, als stütze sie damit ihren Bauch. Ihr Gesicht wirkte gedunsen und fleckig. Sie brachte Rotwein und Fleisch. Wir sprachen kein Wort.

Am Morgen half ich Lydie, weil Marrais nicht da war, und räumte danach das Atelier auf. „Schön sieht das aus“, sagte sie. „Er hat mir erzählt, dass du die Einzige bist, die genau weiß, wie er es haben will. Mich jagt er raus, wenn ich aufräumen will.“ Sie lachte unsicher.
„Das ist kein Wunder“, sagte ich, „ich war ja lange seine Assistentin. Bis er dich kennengelernt hat.“
„Und jetzt bist du wieder da.“
„Ja“, sagte ich.
In der Nacht, nachdem wir wieder schweigend gegessen hatten, kam Marrais zu mir. Aus dem Raum nebenan drangen leise Geräusche. Ein Stöhnen, vielleicht nur ein Schnarchen. Ich achtete nicht darauf. Ich war damals vor Kummer fast gestorben, doch das hatte keinen gekümmert. Und mit Sicherheit nicht Lydie.
Er küsste mich. Und während er mich umschlang, vernahm ich es wieder. Ein Wimmern und Stöhnen. Ich presste mich an ihn, bis ich endlich in seiner Bärengestalt versank. Irgendwann sagte er zu mir: „Ist das Lydie? Ruft sie?“
„Es ist nichts", flüsterte ich. "Nur die Geräusche eines alten Hauses.“ Dann verschloss ich seine Ohren mit meinen Küssen und mit meinem Stöhnen. Und tief in mir war da auch die Freude daran, Lydie meine Lust hören zu lassen und wie gut es ihm tat, bei mir zu sein.
Gegen Morgen hörte ich lautes Schreien. Marrais war fort. Lydie hatte eine Fehlgeburt erlitten, das Kind war tot. Er rief einen Krankenwagen, der sie abholte. Oder das, was von ihr übrig war. Ich sah sie davonfahren. Ihr blasses Gesicht. Die strähnigen Haare.

Er stand im Atelier vor einer Leinwand, die über und über mit Farbe bedeckt war. Sie tropfte herunter, sammelte sich in den Ritzen des Holzbodens. Staubgrün auf Rost, keine gute Farbwahl. Er sah hoch, als ich eintrat. Seine Augen sahen stumpf aus wie die Farben seiner Bilder.
„Jetzt habe ich nichts mehr“, seine Stimme erstarb.
„Du hast deine Kunst“, sagte ich. „Und mich.“
„Meine Kunst“, sagte er, „nennst du das Geschmiere Kunst? Und was soll ich mit dir? Da ist nichts, das weißt du. Ich dachte, wenn ich dich noch einmal liebe, wenn ich deine Sinnlichkeit spüre, deine Kraft, dann wüsste ich wieder, wie ich malen muss. Aber es geht nicht.“ Er schluchzte. „Ich habe nur alles verloren.“
Die Worte brannten in mir. „Na und“, sagte ich, „keine dreckigen Kuben mehr. Und Kinder kriegt man auch von anderen Frauen.“

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de

Pinselstiche

Er sah mich an, als entdeckte er ein hässliches Insekt, dann wandte er sich ab.
„Die Sorge für Lydie fällt dir ja früh ein. Meine Kraft spüren", ich schnaubte, "bin ich deine Motivationsfotze?“ Das Brennen füllte meine Brust, zerriss sie. Mit Wucht trat ich gegen eines der Bilder. Ich liebte ihn, ich liebte ihn so sehr.
„Ich habe dir nichts vorgemacht.“
„Hast du nur darum mit mir geschlafen?“
„Ich weiß es doch nicht. Vielleicht Erinnerung. Es tut mir leid. Mit dir konnte ich malen, aber sie liebe ich.“
„Du kannst nicht mehr malen. Mit ihr nicht und ohne sie auch nicht.“ Ich lachte, bis es mich schüttelte. „Du hast dich verloren an eine schwangere Frau. Du bist fade und dick wie ein Sack Mehl. Und genauso sehen deine Bilder aus.“ Wieder trat ich zu, zerbrach noch eine Leinwand und noch eine, warf Farbtuben durch den Raum, quetschte sie andere in meinen Fäusten, rot, blau, gelb, verschmierte sie auf den Leinwänden, den Möbeln, seiner Brust.
Er bewegte sich nicht, ließ alles über sich ergehen, bis er mich an der Schulter packte, etwas Neues war in sein Gesicht getreten. „Das ist es“, sagte er, „das hat mir gefehlt.“
„Meine Wut?“, schrie ich. „Die kannst du haben. Ich schenke sie dir.“
Marrais griff nach meiner Hüfte, zwang mich vor ihn und riss meine Bluse auseinander. Dann packte er einen Pinsel, hob ihn hoch, die Spitze auf meine Brust gerichtet wie ein Messer. Ich erstarrte. Dann fuhr er damit über meine Haut. Kreise, Linien, ein wildes Geschling von Formen. Ich hielt still, ein Gefühl der Erleichterung durchzog mich, ein sanfter, stechender Schmerz überall dort, wo mich die Pinselspitze berührte. Sie drang ein, schnitt Rinnsale, die immer dunkler wurden. Er küsste mich und malte weiter mit immer heftiger werdenden Strichen, hackte ein auf meine Brust, brach sie auf, tiefer und tiefer, bis die Wut aus mir herausströmte wie blassblauer Rauch. Befreiend war das, schmerzhaft und gut, und ich hielt still, bis ich merkte, dass ganz weit unten etwas Anderes war. Ich sah, wie Marrais mich betrachtete, dann den Pinsel, dann zur Leinwand trat und malte. Er malte wie in einem Rausch. Und das, was er malte, war wunderschön.

Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Oder aus Lydie.
Seitdem suche ich. Nach meiner Wut und meinem Groll. Erst war es gut. Ich konnte nicht böse sein. Mit nichts und niemandem. Noch nicht einmal mit mir. Doch als ich auf andere Menschen traf und merkte, wie hilflos ich war, ein empfindsamer Wurm, dessen Haut alles spürte, was die anderen ihm taten, der sich mit nichts zur Wehr setzen konnte, da hätte ich meine Wut gebraucht. Mir blieb nur das Andere, und das war Angst.
Seitdem versuche ich, keinen Unmut auf mich zu ziehen, kleide mich unschuldig und jung. Und ich verziehe mein Gesicht zu einem sanften Lächeln, damit sich keiner an mir stört.

Diskutieren Sie hier online mit!

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de